sollte er doch nicht selber von einem Konträrindex sprechen, was höchstens der Inschriftenergänzer versteht, auch nicht vom „evozieren" der Obertöne. D. erklärt mit grosser Sicherheit, dass für die ernsthafte Forschung es keinen Unterschied zwischen Lehnwort und Fremdwort geben könne. Ich muss beschämt bekennen, dass ich mich dann nicht zu den ernsthaften Forschern rechnen darf. Er meint, wenn man die fremden Wörter aus den europäischen Sprachen entfernen wollte, so wären das 50% ihres Bestandes. Hat er selbst oder jemand anders eine Zählung vorgenommen?

Nicht unnütz wäre es, wenn der von aussen Kommende beim Anführen älterer deutscher Sprachformen sich über deren Aussehen verlässigen wollte: ich kenne für *Dom* kein älteres *duomo* und ebensowenig ein mhd. *hochgezite*.[1]

Giessen. O. Behaghel.

M. Schönfeld, Historiese Grammatika van het Nederlands. Schets van de Klankleer, vormleer en woordvorming. Derde Druck. Zutphen 1932, Thieme. XLVIII u. 339 S. fl. 6.90.

Von dem vorliegenden Werke, von dem die erste Auflage 1921, die zweite 1924 erschienen ist, hat die deutsche Wissenschaft bis jetzt wenig Kenntnis genommen. Soviel ich sehe, ist in keiner deutschen Zeitschrift eine Besprechung erschienen. Das mag zum Teil am Verlag liegen; dem Litbl. ist jetzt zum erstenmal ein Besprechungsstück zugegangen. Aber seit dem Tode Johannes Francks hat man sich bei uns überhaupt um das Niederländische wenig gekümmert. Wie wichtig es für uns sein kann, hat für die Wortgeschichte eben Th. Frings in seiner Germania Romana dargetan. Und im besonderen verdient das vorliegende schöne Werk unsere Aufmerksamkeit. Es unterbaut die Darstellung der heutigen Sprache, indem es von den ältesten erreichbaren Formen des Germanischen ausgeht. Und es reicht hinab bis zu den heutigen Mundarten, deren Schilderung die moderne Mundartforschung, insbesondere die Mundartgeographie in reichem Maße zugute kommt, und es entstehen so besonders wertvolle und anziehende Teile des Buches. Auf weite Strecken hin sind ja die Erscheinungen und ihre Entwicklung gleichlaufend mit den Tatsachen des Deutschen. Aber es gibt doch zahlreiche Besonderheiten, wie das Suffix *-egge*, das aus vulgärlateinisch *-iga* stammt, und das Suffix *-ster*, das dem Ndl. mit dem Englischen gemeinsam ist und dessen Herkunft aus dem Typus *citharistria* E. Schröder klargestellt hat, Nd. Jahrb. 48, 1. Von Bedeutung ist mir bei Schönfeld die Leugnung einer anglofriesischen Grundsprache (S. XXIX). Das *aar* in *elkaar, mekaar* wird auf *ander* als eine Art von Allegroform zurückgeführt. In einigen holländischen Mundarten gibt es eine Art o-Umlaut: **riso* > *rēse* > *reus*.

Mit den Anschauungen des Verf., die über das Niederländische hinausgehen, bin ich mehrfach nicht einverstanden. Zu den besonderen Uebereinstimmungen zwischen Germanisch und Lateinisch soll es gehören, dass lateinischem nox-aequinoctium got. *nahts-andanahti* gegenübersteht; aber im Griechischen erscheint μεσονύκτιον. Die grosse Bedeutung der romanisch-germanischen Mischkultur im Frankenreich soll sich u. a. in der Entstehung des deutschen bestimmten Artikels aus dem Demonstrativ zeigen, aber dieser ist doch auch im Gotischen voll entwickelt. Ebensowenig ist die Perfektumschreibung auf romanischen Einfluss zurückzuführen, denn sie eignet auch dem Altnordischen. Ich halte es auch für bedenklich, die Diphthongierung von ê—ô auf romanische Einwirkung zurückzuführen; sie begegnet ja wieder im späteren Deutschen als rein heimische Entwicklung, s. meine Geschichte der deutschen Sprache[5] 275. Ausfall vor *d* kann man doch kaum als Synkope bezeichnen. *ie* als Fortsetzung von got. *aiw* soll seinen Wandel der schwachen Betonung der Partikel verdanken; ich sollte aber meinen, dass gerade dieses Partikel stark betont war und ist. S. 78 taucht wieder die alte Grimmsche Meinung auf, dass ein Laut sich in Bewegung setzt, weil ein anderer ihm auf den Leib rückt. Gern möchte ich wissen, wie sich Sch. die flämischen *ie* aus *iu* erklärt: *lieden, ghehiere, stieren*; S. 153 wäre zu sagen gewesen, dass der Ausgangspunkt für Fügungen wie *ik heb het horen zeggen* bei dem ge-losen Prät. *laten* liegt, vgl. meine Syntax II, 000. Bei dem Uebergang starker Verba zu schwacher Flexion hätte den Gründen nachgespürt werden können; nicht weniger als acht der angeführten Verba schliessen ihren Stamm mit Vokal, *h* oder *w*. Bei der Wortbildung fehlt ganz das wichtige Verfahren der Zusammenbildung. In bezug auf die „Imperativnamen" kannte Sch. so wenig wie Gottschald und Bahlow meinen Nachweis, dass es sich hier meist nicht um Imperative, sondern um Ersparung eines *ich* handelt. Neuphilol. Mitteilungen 25, 123; Von deutscher Sprache 228.

Anmerkungen, die mehr als 60 Seiten einnehmen, beschliessen das Buch.

Giessen. O. Behaghel.

Die altdeutsche Genesis, nach der Wiener Handschrift herausgegeben von Victor Dallmayr. Halle 1932, Niemeyer. (Altdeutsche Textbibliothek Nr. 31.) XIII, 183 S. 8°.

Endlich erhalten wir einen zuverlässigen Text der Wiener Genesis, den man sich nicht mühsam aus verschiedenen Veröffentlichungen zusammensuchen muss. Wir sind aufrichtig dankbar für die vortreffliche Leistung. Dallmayr hat sich fast durchaus des Eingriffs in den überlieferten Text enthalten, wo eine Aenderung nicht unbedingt nötig war. Als eine solche möchte ich allerdings auch die Einschaltung von *er* in v. 12 und von *daz* in v. 204 betrachten.

Dallmayr steht den Waisen und den Dreireimen zweifelnd gegenüber (gleich das erste Beispiel für beides 33ff. hat er freilich nicht hervorgehoben). Fast an keiner Stelle ist aber sachlicher Anlass zur Zufügung eines Verses. Man muss wohl die Erscheinung als vom Dichter gewollt anerkennen.

Giessen. O. Behaghel.

Wolframs von Eschenbach Parzival und Titurel, herausgegeben von Karl Bartsch. 4. Auflage, bearbeitet von Marta Marti. 2. und 3. Teil. Leipzig 1929 u. 1932, Brockhaus. 306 und 322. S. 8°.

Die neue Ausgabe bringt etwas Neues gegenüber den früheren Ausgaben, ein nützliches, nicht weniger als 73 S. umfassendes Wortregister zu den Anmerkungen. Im übrigen hat die Herausgeberin seit dem ersten Band offenbar mancherlei zugelernt; so ärgerliche Verstösse wie dort sind mir in den beiden neuen Bänden nicht mehr begegnet. Immerhin ist noch mancherlei zu beanstanden. Wenn es Pz. 399, 5 heisst: *die tuonz durch ir gesellekeit und lazen*

[1] Seit diese Zeilen geschrieben wurden, ist Lieferung 2 des wichtigen Werkes erschienen. Sie enthält als besonders ausreichenden Bestandteil ein 487 Seiten umfassendes Verzeichnis deutscher Pflanzennamen, mit Angabe des Ortes ihres Vorkommens.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

in mit mir leit, so ist hier *und* natürlich nicht subordinierend, sondern es ist Beiordnung an die Stelle der Unterordnung gedacht, vgl. nhd. „sei so gut und reiche mir das Brot". 628, 16: Was ist eine präpositionelle Apposition? 629, 28 soll *rilichen* „herrlich, kostbar" bedeuten; als ob das Synonyma wären! 631, 27: dass die Zahl der Jahre hier als Last aufgefasst werde, davon kann keine Rede sein. 633, 14 ist kein eingeschobener Satz, sondern parallel zu 13. 633, 18: „abwenden" ist wieder nicht synonym mit „ein Ende machen", so wenig wie 23 „kühnlich, getrost" oder 636, 7 „gutmütig, arglos" Synonyma sind. 634, 19 *den Iudas truoc* „Relativsatz an Stelle eines Vergleichssatzes"; 648, 22 wird dieselbe Erscheinung als „konsekutiver Relativsatz" bezeichnet; richtiger: „Vermischung von relativem und vergleichendem Satzgefüge". 638, 10: *was gehangen* ist nicht Plusquamperfekt: = „hieng". 648, 28: *we tuon* heisst doch nicht „bedrängen, zusetzen". 649, 5: dass *einer* nicht „jener" bedeuten kann, glaube ich, sowie von Kraus nachgewiesen zu haben.

Giessen. O. Behaghel.

Albert Wilder Thompson, The Elucidation a prologue to the conte del graal. Publications of the institute of french studies. New York 1931. 126 S. 8°.

Eine sorgfältige Ausgabe der 484 Verse, die in der Handschrift von Mons Kristians Gralsgedicht einleiten; sie sind auch in einer französischen Prosabearbeitung von 1530 und im deutschen Parzifal von Wisse-Colin 1336 erhalten. Die drei Fassungen weichen nur in Kleinigkeiten voneinander ab und setzen einen mit der Monser Handschrift übereinstimmenden Grundtext voraus. Die neue Ausgabe berichtigt Potvins Abdruck in vielen Einzelheiten und erläutert die verderbten Stellen, die einem flüchtigen Schreiber zur Last fallen. Die Untersuchung über Sprache und Reime bestimmt als Heimat der Elucidation das nordöstliche Flandern; die Monser Handschrift ist pikardisch. Zeit der Entstehung nach dem unbenannten Fortsetzer Kristians und nach Wauchier, also jedenfalls nach 1200.

Der wichtigste Abschnitt betrifft die Quellen dieser Einleitung zum Gralsroman. Drei Teile sind zu unterscheiden: die Geschichte der vom König Amangon vergewaltigten Quellnixen, der Auszug der Artusritter, um diese Untat zu rächen und dem verödeten und vertrockneten Lande die Fruchtbarkeit zurückzugewinnen, die Gralssuche der Ritter, deren glücklicher Erfolg das Land wieder fruchtbar macht. Dazu kommt endlich der Kampf der Artusritter mit den Bewohnern des Mädchenschlosses. Die Elucidation wurde als altertümlicher Bericht angesprochen, wogegen Thompson erweist, dass sie ganz und gar auf Kristian, seinem unbenannten Fortsetzer und Wauchier beruht, für die Geschichte der Gralssage nicht den geringsten selbständigen Wert hat, dass der Urheber ungeschickt die Nixen mit der Gralssuche verknüpft. In der Elucidation werden ferner einige Einschaltungen aufgezeigt, so besonders der Abschnitt über die sieben Gralshüter (21 und 339—82). Nach Thompson sind diese Verse einem unbekannten Gedicht entnommen, das sieben Gralsfahrten hintereinander erzählte, aber keineswegs aus alter Ueberlieferung schöpfte, sondern als späte Erfindung zu erachten ist. Hier kam auch der 'maistre Blihis' vor, der als Gewährsmann genannt war.

Thompson hat das wirre und wertlose Einleitungsgedicht zum Gralsroman, das auch nach Ausschaltung der späteren Einschübe nicht besser wird, weil die sinngemässe Verarbeitung der Nixensage mit der Gralssuche fehlt, richtig erklärt und ihm endgültig seine Stelle in der Geschichte der Gralssage angewiesen.[1]

Rostock. Wolfgang Golther.

Elias Wessén, Nordiska Namnstudier. Uppsala Universitets Årskrift 1929. Filosofi, Språkvetenskap och Historiska Vetenskaper 3. Uppsala 1929.

Vier innerlich selbständige Studien über Probleme der Namenforschung sind hier zu einem Buche vereinigt. Nur drei von ihnen fügen sich, im strengen Sinn, in den Rahmen, den der Titel steckt. Die erste dagegen überschreitet ihn, denn die Frage der „germanischen Königsnamen" liess sich natürlich nicht ohne reiche aussernordische Belege erörtern.

Die Prinzipien der Variation (Hildebrant — Hadubrant), der Alliteration und der Wiederaufnahme des ganzen Namens werden auf ihre historische und soziale Bedeutung und ihre magisch-religiöse Verwurzelung untersucht. Bei der Behandlung der Wiederaufnahme, der Benennung nach einem hervorragenden Familienmitglied oder sonst einem bekannten Helden schreibt W. dem Seelenwanderungsglauben wohl zu grossen Einfluss zu. Die Vorstellung vom „macht"-begabten lebendigen und hohen Menschen und vom Uebergehen solcher „Macht" auf andere sollte noch schärfer vom Seelen- und Wanderungsglauben geschieden werden (S. 19). Gerade die beiden angeführten Geschichten, vom Tode des Hallfred vandraedaskald und dem des Viga-Slum, lassen den Unterschied zwischen Fylgja und wanderndem Seelentier so deutlich werden, und W. hat sich auch gehütet, bis zu einer völligen Gleichsetzung zu gehen.

Die beiden letzten Kapitel nehmen Stellung zu Einzelproblemen nordischer Namenzulassung. Das eine hebt einige typisch ostnordische Namengruppen heraus und trägt so mit bei zu einer stärkeren Beleuchtung des schwedischen Altertums. Das andere versucht die Frage der -þio̯r-Namen zu einer neuen Lösung zu führen: der Name Wealþeow im Beowulf sei früher dänischer Besitz und erweise so die Namen auf -þioþr als alt im Norden. Auf die sprachlichen Schwierigkeiten, die sich bei der Annahme einer Doppelentwicklung aus urn. *þeŋar einerseits zu -þér andrerseits zu -þio̯r ergeben, geht W. ein und weiss sie zu erklären. (S. 117.) Aber die literarische Stellung, das seltene Auftreten der -þio̯r-Namen und das Fehlen einer weiblichen Form, Punkte, denen H. Naumanns allerdings auch nicht befriedigende Hypothese (romantische Bildungen nach Friþjio̯r) gerecht werden sollte, finden zu wenig Beachtung.

Am umfangreichsten und interessantesten ist das zweite Kapitel des Buches (Fernnordiska Bondenamn), und besonders dankenswert sind hier die Bemerkungen zum Namenmaterial der Romantischen Sagas. (Fas. I—III.) B. Norman hatte bei seiner Betrachtung des gleichen Stoffes besonders das ostnordische Element gegenüber dem westnordischen herausgehoben und war in seinen Schlüssen auf schwedische Tradition teilweise zu weit gegangen. W. führt nun daneben andere, stilistische Gesichtspunkte ein. Eine heroische Schicht, mit Namen des zweigliedrigen gemeingermanischen Typus, scheidet sich von den aus-

[1] Vgl. jetzt auch die Ausgabe von Kristians Percevalroman von Hilka (LBl. 1933 S. 24 ff.) S. 781—789.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN